

Der Gesellschafter.

Dienstag den 10. Oktober 1854.

Tages-Neuigkeiten.

Man muß sich wundern, daß sich nicht allenthalben Gesellschaften zur Anschaffung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse bilden. Wo sie bestehen, machen sie Glück und wirken sehr wohlthätig für die ärmeren Klassen, denn wer viel einkauft, kauft wohlfeiler und gut. In Frankfurt besorgt eine Gesellschaft die Winterbedürfnisse; sie kauft für alle Mitglieder Steinkohlen, Holz, Karroffeln und Hülsenfrüchte ein und erspart den Aermern nicht nur manchen Gulden, sondern hilft ihnen auch dadurch, daß sie durch wöchentliche Beiträge ein ganzes Jahr an ihren Winterbedürfnissen zahlen können.

Beim Kirchentag zu Frankfurt am Main bildete auch die Rechtfertigung der Kindertaufe einen besonderen Gegenstand. Professor Steinmeier aus Bonn hielt darüber einen gründlichen und ausführlichen Vortrag. Eine Anzahl Baptisten hatten den Wunsch ausgesprochen, sich bei der Debatte zu betheiligen, wurden aber abgewiesen, weil sie nicht auf den reformatorischen Bekenntnissen ständen. Wähern bemerkte: ohne Kindertaufe sei das Volk kein christliches und die innere Mission unmöglich. An dem darauf folgenden Sonntag predigte in fast allen evangelischen Kirchen Frankfurts fremde Geistliche. Die meisten Zuhörer hatten Tholud aus Halle und Krummacher aus Potsdam. In der deutsch-reformirten Kirche predigte der Generalsuperintendent Hoffmann aus Berlin.

Der Auswanderungsstrom aus Deutschland nach Amerika ist noch immer im Waagen begriffen. In den ersten 8 Monaten dieses Jahres sind aus Deutschland 116,400 Menschen und aus Irland 54,548 ausgewandert.

Speyer, 3. Okt. Die königl. Regierung der Pfalz hat eine Verordnung erlassen, wornach der Ankauf von Karroffeln in den Häusern und außerhalb der öffentlichen Märkte zum Zweck der Aufspeicherung, des Gewerbebetriebs oder des Handels verboten wird. Karroffeln dürfen über die Grenzen des Regierungsbezirks nicht ausgeführt werden, wenn sie nicht zuvor auf öffentlichem Markt feilgeboten und dort aufgekauft worden sind.

In Waltherhausen bei Gotha lief ein Kind mit seinen Eltern auf den Karroffelacker, machte sich um das lustige Feuer zu thun und ward heimgeschickt. Es mußte sich aber ein Funke in seinem Kleide verfangen haben; denn das Kleid fing an zu glimmen und zu brennen und

das arme Kind starb schrecklich verbrannt nach wenigen Stunden. Das Schrecklichste aber kommt zuletzt. Eine Frau war dem Kinde begegnet und hatte die Gefahr bemerkt, ohne zu helfen. Wer bezahlt mir meine Hände, sagte sie, wenn ich sie mir verbrannt hätte.

Brüssel, 27. Septbr. Dem Vernehmen nach soll demnächst in Belgien von den Jesuiten eine „freie Universität“ gegründet werden.

Die höchste Stellung in Europa hat eine kühne Engländerin, Miß Hamilton eingenommen, sie hat den Montblanc bestiegen und noch nicht zufrieden damit, hat sie sich noch auf die Schultern ihres Führers gestellt, um ja sagen zu können, daß so hoch noch Niemand gestanden habe.

Österreich sieht selber ein, daß Deutschland nicht mobil zu machen ist und hat seinen Antrag auf Mobilmachung beim Bundestage fallen lassen. Es wird nur der stille, geräuschlose Krieg, der mit halb verdeckten Batterien geführt wird, fortgesetzt — und viel schwarze Dinte verspritzt. Für nächstes Frühjahr aber, wenn ein thätigeres Eingreifen in die Weltpädel nötig werden sollte, werden Parteigänger eifrig geworben. Im bairischen Gebirg soll in aller Stille eine Verathung zwischen dem bairischen Ministerpräsidenten und dem österreichischen und französischen Gesandten stattgefunden haben. Manche Parole wird nächstes Jahr anders lauten als in diesem.

Aus Aerger über Österreich, dessen Stellung ihnen nicht ganz klar und geueuer scheint, fangen die Franzosen und Engländer an, Preußen zu loben. Das, sagen sie, erkläre offen, daß es nicht gegen Rußland marschiren werde. Ueber Österreich läuft das Stichwort um: es säumt, aber versäumt nichts.

Der Moniteur Napoleons enthält für Deutschland sehr wichtige Nachrichten, er sagt: Wenn Preußen den vier Friedensbedingungen, welche die Verbündeten Rußland vorgelegt haben, etwa eine fünfte hinzufügen wolle, welche den Vortheil Preußens und Deutschlands im Norden sichere, so würden die Verbündeten sicher darauf eingeben. — Man zweifelt nicht, daß damit die Herstellung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark und Rußland gemeint sei und erblickt darin den größten Gewinn, den Preußen und Deutschland aus der orientalischen Expedition machen können. Eine Flugchrift, die einem sehr vornehmen Fürsten Deutschlands zugeschrieben wird, schon länger behauptet, daß die Westmächte diesen

für Preußens Hilfe gegen Rußland gern zahlen würden. Das würde fest Napoleon bestätigen. — Die Allen stellen die Gelegenheit dar als ein fliehendes Weib mit fliegendem Haar, man muß sie rasch ergreifen, ehe sie entflohen ist.

Frankfurter Blätter bringen folgende Mittheilung: „Die Gerüchte vom Fall Sebastopols sind falsch. Den Verbündeten in der Krimm mangelt Cavallerie. Alle Gesechte sind hartnäckig.“

Sebastopol steht noch, obschon an der Börse zu Wien die Nachricht sich verbreitete, daß die Allirten bereits einige Festungswerke genommen hätten. Als die Truppen der Westmächte in Eupatoria landeten, zog sich die 500 Mann starke russische Besatzung nicht zurück, sondern ergab sich auf die erste Aufforderung. Der Oberbefehlshaber St. Arnaud hat an die Einwohner der Halbinsel Krimm eine Proklamation erlassen, und ihnen darin zugesagt, daß er gekommen sei, sie von dem russischen Druck zu befreien und sie ihrem rechtmäßigen Herrn, dem Sultan, wieder zuzuführen, worüber die Tartaren eine große Freude haben sollen. Die Allirten beabsichtigen, zuerst das Fort Constantin anzugreifen und es heißt, das Bombardement habe bereits begonnen. Die Russen haben ihre stärkste Vertheidigung gerade auf dieses Vorwerk gelegt, das von der Seeseite aus nicht beschossen werden kann. Fällt dieses den Allirten in die Hände, so hat Sebastopol aufgehört eine Festung zu sein.

Wenn auch Sebastopol fällt und Odessa eingenommen wird, sagen die Russen, so haben die Westmächte doch noch nichts gewonnen. In den Ebenen von Bender und Jemal ist unsere Hauptmacht concentrirt und dort soll das Kriegsglück entscheiden. Die russischen Generale Strobasschoff, Annenkoff, Krusenstern, Osten-Sacken und Ehruleff entwickeln auch in der That daselbst eine enorme Thätigkeit und es gibt Tage, wo sie nicht aus dem Sattel kommen.

Der Krieg an der Donau hat für dieses Jahr nach allen Anzeichen so gut als aufgehört, und bei der damaligen bewaffneten Stellung Oesterreichs Rußland gegenüber sind die Donaufürstenthümer bis auf Weiteres als neutrales Gebiet zu betrachten.

Wer durchaus in die Zukunft sehen will, mag sich an den ägyptischen Propheten in Bucharest halten. Nach ihm wird der Krieg bis 1866 dauern, Rußland wird im Friedensschluß Constantinopel, den Bosphorus, die Dardanellen und Kleinasien erhalten und nur im Norden Verluste erleiden. Der Prophet hat übrigens seine Gesichte mit dem Tod bezahlt.

Das Geschäft der ehrlichen Armeelieferanten ging im Donaufeldzuge vortreflich. Der russische Generalmajor Juroff betrog die Kriegskasse bei Oltenizza um nur 25,000 Ducaten, und in der Dobrudscha um 75,000 Ducaten. Er muß aber schlecht mit Kameraden getheilt haben, denn er ward verrathen und nach Sibirien geschickt.

Die spanische Regierung braucht Geld, viel Geld und deshalb die Insel Cuba an die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkaufen. Man soll sich bereits

über den Preis geeinigt und England und Frankreich sollen nichts dagegen einzuwenden haben.

Der Messager de Bayonne enthält ein außerordentlich langes Schreiben der Königin Christine an die Königin Isabella II. Die Königin-Mutter protestirt darin gegen den Akt vom 27. August, durch den sie aus Madrid entfernt wurde. Sie protestirt gegen die wider sie erhobene Beschuldigung der Herrschsucht und verwahrt sich dagegen, unter dem Namen ihrer Tochter regiert zu haben. Andere gegen sie erhobene Beschuldigungen erklärt sie zu gelegener Zeit widerlegen zu wollen.

Der schottische Häringfang lieferte in diesem Jahre 540 Millionen Stück Häringe; davon wurden an der östlichen Küste von Caithness allein 122,552,000 Stück gefangen.

Richter und Geschworene macht ein berühmter Arzt in Berlin, den sein Beruf mit Verbrechern viel zusammenführt, auf zwei Thatsachen aufmerksam, die ihm eine vieljährige Praxis bestätigt hat. Die eine ist, daß die meisten großartigen Verbrecher in einer bloßen Verneinung aller edlen Gefühle in der Brust des Täters ihre Wurzel haben, in einer Herzenskälte, die sich auf dem unthätigen eisigen Gesichte, durch seine Ähnlichkeit mit einem unbeschriebenen Blatte ausdrückt. Die zweite ist: nicht das Salbengesicht eines Angeschuldigten sei der Maßstab des Urtheils der Geschworenen u. s. w. über ihn, und nicht sei in ihrer Beurtheilung eine unscheinbare, ja eine gewinnende Physiognomie ein Freipaß für den, der auf der Anklagebank ihnen gegenüber sitzt.

Der schwäbische Merkur.

(Aus: Novellenstrauß von G. Kurz.)

Hannchen, das niedliche Näbtermädchen, stand am Fenster und sah nachdenklich in die Straße hinunter, welche von einer bunten Menge vorübergehender Menschen belebt war: die Glocke hatte Feierabend verkündigt, die Arbeiter ließen ihre Geschäfte liegen, das gegenüber halb fertig emporstehende Haus wurde von den Bauleuten verlassen, und Jung und Alt, Bornehm und Gering eilte zur Stadt hinaus, um im Freien den schönen Sommerabend zu genießen oder sich in den vielen Biergärten draußen gütlich zu thun. Auch Hannchen hatte Feierabend: auf dem Tisch neben ihr lag ein fein gearbeitetes Hemd, an dem sie eben den letzten Stich gethan hatte, und nun athmete sie durchs offene Fenster die erquickende Kühlung ein und dachte mit bewegtem Herzen an ihre Lage, deren Einsamkeit ihr bei dem Menschengewühle drunten immer fühlbarer wurde. Eben fing sie an, wehmüthig zu werden, als sie ihren Vetter Gottlob in der Straße erblickte: ihre Miene belebte sich, sie lächelte schalkhaft als er herauf sah, und winkte ihm zu ihr zu kommen.

Hannchen war vor einigen Jahren mit ihrer Mutter aus einer Landstadt in die Residenz gezogen, wo sie ein besseres Fortkommen zu hoffen hatten. Sie täuschten sich

Frankreich sol-
außerordent-
an die Kö-
otestirt darin
ie aus Mad-
die wider sie
nd verwahrt
er regiert zu
idigungen er-
ollen.
diesem Jahre
eben an der
2,000 Stück

rühmter Arzt
viel zusam-
die ihm eine
ist, daß die
phen Vernei-
Ebäters ihre
sich auf dem
hlichkeit mit
ie zweite ist:
sei der Maß-
o. über ihn,
scheinbare, ja
für den, der

, stand am
unter, welche
enschen belebt
t, die Arbeiter
der halbfertig
ren verlassen,
te zur Stadt
d zu genießen
tlich zu thun.
Tisch neben
sie eben den
sie durchs of-
d dachte mit
mkeit ihr bei
arer wurde.
als sie ihren
e Miene bes-
, und winkte
hrer Mutter
, wo sie ein
täaschten sich

auch nicht: der Fleiß und die Fertigkeit der geschickten Tochter fanden allenthalben die freundlichste Anerkennung, die seine Arbeit, mit der sie in ihrem Städtchen bei Niemand hatte ankommen können, wurde gesucht und sie hatte bald alle Hände voll zu thun. So lebten sie mit einander in der Stille hin: die Mutter führte die Haushaltung und genoß das reichliche Auskommen, das die Tochter freudig mit ihr theilte. An Sonn- und Feiertagen wagten sie es auch hie und da einen Vergnügungsort zu besuchen und fühlten sich wohl in ihrer Genügsamkeit. Aber ein neuer Stern ging dem sitzamen Mädchen auf, als Gottlob, ihr Vetter und Jugendgespieler, aus demselben Städtchen nach Stuttgart kam, um daselbst sein letztes Lehrjahr zu bestehen.

Wir wollen uns nicht lange zieren und lieber gleich bekennen, was für einem Handwerk Gottlob angehörte. Er war nicht mehr und nicht weniger als ein Schneider. Ein feiner Stoff für die Poesie! Und warum nicht? Vor ihrem Tribunale sind alle Menschen ebenbürtig; um aber von ihr anerkannt zu werden, dazu bedarf es gewisser Eigenschaften, welche oft selbst einem Dichter abgehen — begreiflicher Weise! dieser kann sie am ehesten entbehren, denn da er Poetisches hervorbringt, so ist er von der Eigenschaft, selber poetisch zu sein, eben damit dispensirt. Vor allem aber gehört zu einer poetischen Person, daß sie ein Herz habe, und der Schneider hat auch ein Herz. Undankbare Menschheit! du willst das schöne Vorrecht, dem Dichter zu seinen Gemälden zu sitzen, einem Stande rauben, von dem die meisten poetischen Verwicklungen auf Erden berühren? Wenn auf Bällen oder Promenaden ein Jüngling die Blicke eines Mädchens anzieht, was war die erste Ursache, daß ihr Auge unter Hunderten gerade ihn auszeichnete? Sein Gesicht? O nein, denn heutzutage sieht einer aus wie der andere. Sein Geist? der ist bei der Anknüpfung eines zarten Verhältnisses vorerst noch das unbekannte X, und welches Mädchen wird nach einem X fragen! Was ist es also? Die Gestalt, die Haltung! und worin liegt diese? In der Kleidung, in der Kunst, die vortheilhaften Partien eines Körpers hervorzuheben und die minder glücklichen zu verstecken, in der Kunst, aus einem gemeinen Menschensohn einen Adonis zu schaffen, in den kühnen Faltenwurf eines Rocks das Anzeichen des erhabenen Geistes, in die sanften Wellenlinien des Fracks die Abndung eines schönen Gemüths zu legen. Mit einem Wort also, wer ist die geheime Macht, welche die Wesen zusammenführt, der verborgene Zauberer, der die Liebenden bindet? Der Schneider! Und ihm sollte das Recht mißgönnt sein, die Empfindungen zu theilen, die er den Geschöpfen seiner Hand so reichlich zumißt? und Niemand sollte sich berablassen, in die Tiefen eines Schneiderherzens zu steigen? Nein, undankbare Menschheit! so kann, so darf es nicht bleiben! die Muse hält die Wage der Gerechtigkeit: vor ihr gilt kein Ansehen der Person. Wohlan, auch der Schneider sei der Poesie vindicirt! Semem Gevatter ist diese Ehre schon widerfahren: wie rührend klingt es, wenn Wilhelm Hauff's Schuster, mit den fünf Fingern durch die Haare streichend, Abschied nimmt, um ins Reich hinauszuzwandern, wo

mancher arme Bursche mit Herz- und Heimweh verlassen wankt! Aber wie viel höher steht der Schneider über dem Schuster, dessen Arbeit mit Füßen getreten wird, während die Kunstgebilde des Ersteren die edelsten Theile des Körpers umhüllen und bis zum Throne des menschlichen Geistes, bis in die Nähe des Hauptes gelangen dürfen!

Wir müssen unsern Gottlob schon noch eine gute Weile vor der Thüre stehen lassen, denn wir haben vorher noch allerlei von ihm zu erzählen. Also ein Schneider war er, und Selbstvertrauen besaß er nicht im Ueberfluß, sonst würde er längst gemerkt haben, daß sein hübsches Bäschen gründlich in ihn verliebt war; er hatte es jedoch in seinen Entdeckungen bloß so weit gebracht, dieses Gefühl in umgekehrter Richtung an sich selbst wahrzunehmen, daher er in Hannchens Nähe nur zitternd und mit unterwürfiger Demuth zu treten wagte. Gottlob hatte etwas von dem was in den deutschen Märchen der Dummling heißt, an sich; wer aber den Dummling kennt, der weiß auch, daß diese Vergleichung unserm Helden nur zum Ruhme gereichen kann: denn bekanntlich ist der Dummling nicht so dumm wie er aussieht, sondern er hat nur etwas ungeschickte Manieren, er weiß nichts von der Welt und wird deshalb verhöhnt und verachtet; aber es steckt etwas Großes in ihm und zuletzt wird er gewöhnlich Meister über die alle, die nicht an ihn geglaubt haben; ja, um unserm guten Schneider fast zu viele Ehre anzuthun, sogar der werthe Held Siegfried tritt im Märchen als Dummling auf und ärgert den Schmied, bei dem er in die Lehre geht, durch seine einfältigen Streiche.

Das kann man nun von Gottlob nicht sagen: im Gegentheil, er verstand sein Handwerk und sein Meister war mit ihm zufrieden. Daß seine Erfahrung nicht über die Nadel hinausging, darum bekümmerte sich der gute Mann wenig; wenn der Junge hübsch bei der Nadel blieb und keinen Stich darneben that, dann war es gleichgültig, ob er die Hand, welche die Nadel führte, für die linke oder für die rechte hielt. Außerdem hatte er wenig Gelegenheit, sich in der Welt umzusehen, denn er kam nicht viel unter die Leute. Die Gefellen seines Meisters ließen ihn gehen, weil er noch Lehrjunge war, und wenn sie auch einmal so gnädig waren ihn zum Biere mitzunehmen, so konnte er wenig von ihnen lernen, ja sie brachten ihm noch falsche Ideen bei, welche nicht geeignet waren, die seinigen in Ordnung zu bringen. So antwortete ihm einmal einer derselben auf die Frage, woher denn die Thorglocke komme? aus den Zeiten der Kreuzmacher! und hätte seine historischen Begriffe in eine unheilbare Confusion gestürzt, wenn nicht glücklicher Weise ein gebildeter Buchdrucker, der daneben saß, einen gewichtigen Schluck Bier genommen und den Irrenden belehrt hatte; verzeihen Sie, mein Herr! die Thorglocke schreibt sich aus dem vierzehnten Jahrhundert, damals als die Türken die ganze Christenheit barbarisirten. Ohne Zweifel hätte Gottlob, wenn er gefragt worden wäre, die Ansicht verrathen, die Bücher schreiben sich von selbst; denn er hatte eigentlich nur über sich und über sein Thun und Befinden ein klares Bewußtsein, alles Uebrige außer sich sah er an, als ob es selbständig und gleichsam autochthonisch wäre.

So hatte er denn von Ferne keine Ahnung, daß



das schöne Hännchen ihn lieben könnte: er wußte nur so viel, daß sein Herz, wenn er in ihrer Nähe war, in eine sonderbare Bewegung gerieth und daß er bis in den Tod betrübt war, wenn er wieder von ihr gehen mußte. Ihre Mutter hatte das mit Lächeln angesehen und im Stillen gedacht, es sei besser, wenn sich die Beiden nicht gar zu frühe gegen einander aufschloßen: ihren Gesinnungen würden sie wohl getreu bleiben, und wenn Gottlob dereinst aus der Fremde zurückkomme, so werde sich alles von selber geben.

Aber die gute Frau sollte das nicht erleben: mitten in ihren Hoffnungen wurde sie von einer herrschenden Seuche ergriffen und starb, zum unsäglichen Schmerz ihrer Tochter, welche sie allein in einer theilnahmlosen Welt zurückließ. Nicht allein! denn der treuherzige Vetter war ihr ja geblieben, und wie es ihm einst in den öffentlichen Gärten ein Fest gewesen war, die Besche für seine Verwandten mit ein paar Groschen zu bezahlen, wofür die Mutter sich freilich nicht nehmen ließ, ihn durch Hännchen mit einer Weste oder sonst etwas Nöthigem und Nützlichem von Zeit zu Zeit belohnen zu lassen, so stand er ihr auch jetzt hülfreich zur Seite und berieth sie in ihren Bedürfnissen und Verlegenheiten aufs Eifrigste. Aber so wohlthätig dieses Verhältniß für sie war, so hatte es auf der andern Seite doch auch wieder etwas sehr Peinliches: die neugierigen Nachbarinnen machten eine sonderbare Miene zu den Besuchen des jungen Mannes, und das Mädchen fühlte, daß es, so lang er nicht erklärtemaßen der Thrige sei, nicht auf die Länge so fortgehen könne. Sie mußte nur zu sehr einsehen, welchen Schutz sie durch den Tod ihrer Mutter entbehrte; denn nicht nur, daß diese dem Umgang mit dem Vetter die unbefangenste Bedeutung gegeben hatte, sondern auch andere, zweideutigere oder vielmehr unzweideutige Besuche hatte das gute Mädchen mit Hülf der Mutter leichter ablenken können als jetzt, wo mancher junge Herr, der Gottlob's Geschmack theilte, die Beschäftigung mit Näht- und Puzmacherarbeiten benützte, um bei ihr anzuklopfen und zu erforschen, was ihr freundliches Gesicht verheißen möchte. Denn freundlich war sie gegen Jedermann; auch wenn sie einen ablaufen ließ, geschah es mit einer Miene, die eher einladend als abweisend schien: sie that als merkte sie seine Absichten nicht. Und doch war es ihr nicht Ernst mit dieser Heiterkeit; sondern solche Kampfe erfüllten sie mit der tiefsten Bedrüßniß, das Leben schien ihr seine feindlichste Seite zugekehrt zu haben, und nur die Erscheinung Gottlob's konnte sie wieder trösten, aber nur um sie in noch größere Verlegenheit zu stürzen.

Hännchen war schlauer als Gottlob und hatte längst sein Herz ergründet. Sie hielt es deßhalb nicht für unwürdig, ihn zu einer Erklärung zu veranlassen, war sie sich doch bewußt ihm dadurch zu seinem eigenen Glück zu verhelfen. So scheute sie sich denn nicht, ihm ihr hübsches Gesichtchen mit der vollsten Freundlichkeit ihrer liebevollen Seele zuzuwenden; aber ach! der blöde Vetter wußte sich's nicht zu seinen Gunsten zu deuten und glaubte in seiner Unschuld eben auch ein Scharflein von ihrer Gutherzigkeit gegen die ganze Welt einzunehmen. Als er dieß nicht verstand, ging sie einen Schritt weiter:

sie klagte um ihre Mutter, schilderte ihm ihre verlassene Lage, die Gefahren, denen sie ausgesetzt sei, und schloß damit, daß sie unmöglich länger allein in dieser großen Stadt bleiben, sondern entweder irgendwo einen Dienst suchen oder aber sich verbeirathen müsse. Dann bat sie ihn um seinen Rath und fragte namentlich mit blutrothem Gesichte, was er von dem letzten Entschlusse halte. Der gute Gottlob überlegte nicht, daß ein Mädchen nicht nur so geradezu vom Heirathen sprechen und einen Entschluß dieserhalb im Allgemeinen fassen kann, wie die Männer, sondern er nahm es für ausgemacht an, daß er sein schönes Wäschen nun bald in den Armen eines andern werde sehen müssen, und sagte mit niedergeschlagenem Gesichte: Ja, Hännchen, ich denke, das wird das Beste sein. Wenn sie ihn aber fragte: Was meinst du, Gottlob, wen soll ich heirathen? so seufzte er und erwiderte, das sei schwer zu sagen und man sollte nie bei so etwas rathen, weil ein schlechter Erfolg immer auf Rechnung des Rathgebers geschrieben zu werden pflege. Nannte sie ihm dann diesen oder jenen, auf den sie etwa ein Auge werfen könnte so antwortete er mit fast brechender Stimme: Ja, Hännchen, ich meine, der würde recht für dich sein, und ging, um die Thränen, die ihm in die Augen traten, zu verbergen. Wie oft hatte Hännchen über seine hartnäckige Blödigkeit geseufzt und gescholten! Dst glaubte sie einen Augenblick, er verstelle sich absichtlich und freue sich im Stillen seines Triumphs; aber sobald sie sein gutmüthiges, schüchternes Gesicht erblickte, gab sie alle solche Gedanken sogleich wieder auf. Desto weniger aber ihren Plan! es war in den letzten Tagen Manches vorgefallen, was sie bestimmte, die Ausführung desselben zu beschleunigen, und sie hatte auf heute, was man zu sagen pflegt, einen Hauptschlag vorbereitet. Fast sollte ich mich schämen, sagte sie zu sich, während sie den Vetter die Treppe herauf kommen hörte: fast sollte ich mich schämen, so etwas zu thun. Es ist eine Unschicklichkeit, die mir meine gute Mutter nie vergeben hätte. Aber wie kann ich anders? Der Gottlob thut den Mund nicht auf und wagt nichts, als daß er mich immer mit herzbrechenden Blicken ansieht. Was ist's auch weiter? ich mache ihn ja unglücklich wenn ich ihm nicht auf die Spur helfe; denn er hat mich doch gar zu lieb, und ich? ja, ich weiß nicht wie er dazu gekommen ist, daß er so viel bei mir gitt. Dumm ist er nicht, gar nicht, nur etwas unerfahren, und dabei geschickt, und so lieb und so brav — — Sie unterbrach sich in stillen Bekenntnissen und rief: Herein!

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Es bringt's der Mensch mit auf die Welt,
Doch macht man's auch um wenig Geld;
Wär' es nicht groß, wär' es nicht klein,
So würde Vieles locker sein.
Wer seine Sache hängt daran,
Der heißt mit Recht ein leichter Mann.